Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 98 (1972)
Heft: 44

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

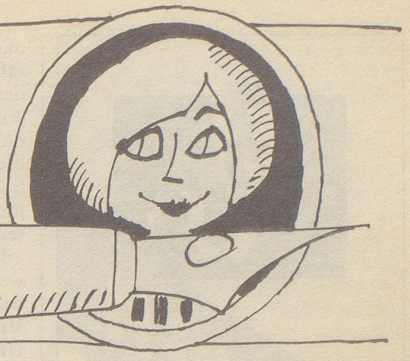
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau



Die Sache mit der Aggressivität

Vor einiger Zeit trat ich, dem Zufall gehorchend und durchaus nicht dem eignen Triebe, einem Frauenclub bei, der Selbsterkenntnis betreibt. Die Frauen waren meist schon stattlichen Alters, zum Teil in öffentlichen Institutionen leitend tätig, hatten also scheinz ihr Leben gemeistert, waren mit anderen Worten Damen mit den entsprechenden Attributen wie: dezent gebläutes Haar, schlichtschigge Kostüme und durchaus gediegener Umgangsform und -sprache. Wie ich sie so der Reihe nach still betrachtete, mußte ich mich fragen, wie manche von ihnen je in Harmesnächten auf dem Bette weinend sitzend, ihr Brot mit Tränen aßen, denn die Probleme, mit denen sie sich beschäftigten, waren alles andere als tiefschürfend.

So klagten zum Beispiel einige von ihnen, daß sie ihre Aggressionen nicht loswürden, d. h. daß sie zu Hause immer alles schluckten, was meinem ländlich-bernischen Gemüt durchaus nicht einfühlbar war. Wenn einem die Galle überläuft, schlägt man doch einfach auf den Tisch und stellt die Sache ins Lot; wenn man expansiver veranlagt ist, flucht man vielleicht wie der Hagelhans im Blitzloch, oder die Beredteren bringen in nächtens gereifter Verbalität Ordnung in die Dinge des Hauses. Da diese Reaktionsweise offenbar nicht selbstverständlich ist, bekam man von der Psychologin generell die Empfehlung mit, zu Hause auf alle Fälle einmal mordsmäßig Krach zu schlagen, wahrscheinlich in der Meinung, daß wir Frauen ohnehin am kürzeren Hebelarm sind. Den Ratschlag bekam auch ich, die ich doch meinte, sie käme drus.

Dieser Gedanke verwirrte mich zuerst zutiefst, hatte ich doch mein bisheriges Leben auf dem Grundsatz aufgebaut, dem Nächsten nicht unbedingt und nicht unnötigerweise auf die Füße zu stehen. Auch in der Führung meiner Kinder war ich bis jetzt bestrebt, dieses – vielleicht bescheidene – (zwar auf alle Fälle neurotische – ich sehe die Psychiater Notizen machen!) Erziehungsziel zu erreichen. Und nun sollte ich plötzlich, so aus dem hohlen Bauch heraus, einen Mordskrach anreißen?

Als ich dann so ein wenig überlegte, wurde mir doch bewußt, daß ich daheim eigentlich einen Schaurigen mitmachen muß, und daß ich, genau besehen, doch Grund habe, einmal radikal Kleinholz zu machen. Was nur der Papi für einer ist! Er kommt beispielsweise nie mit mir ins Theater, denn, sagt er, die Leute in ihrem Brokat stänken ihm. Ins Konzert kommt er auch nicht, denn, sagt er, daheim hocke es sich besser und der Klemperer aus der Konserve dirigiere die Haffner besser als der im Muusigsaal. Genau betrachtet interessiert ihn nur so Subkultur wie Chabrol und Antonioni und Losey mit anschließendem Haubeli in einer Knelle. Exquisite Leute darf ich auch nicht einladen, die stinken ihm, Mistkübelmänner pießten ihm besser ins Konzept und was noch derart erniedrigende Dinge mehr sind.

So schürte ich denn auf großem Feuer den entfachten Mordszorn, und als ich einmal grad so gäbig hässig war, dünkte es mich, der Moment des dies irae sei nun gekommen.

Als ich dann am Mittag das Auto anfahren hörte und den Papi aussteigen sah, mit zerfurchter Stirn, Lampiohren, mit resignierten grauen Strähnen, die Schultern gebeugt von den Lasten dieser Welt, dann, ja dann versorgte ich das Wallholz ganz süferli unten hinten links im Schaft.

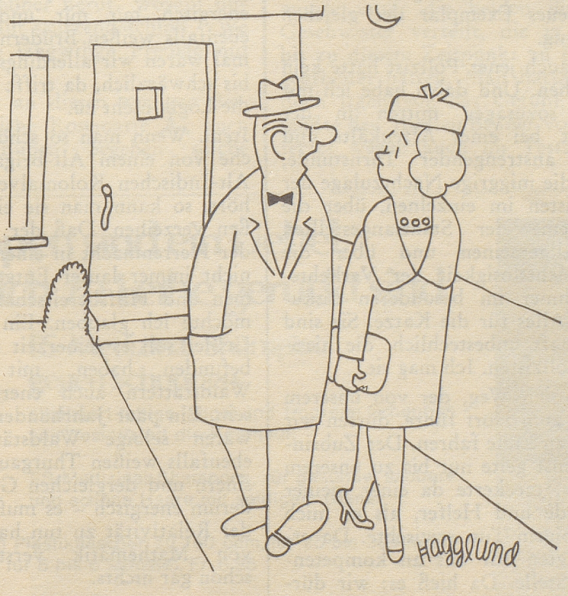
Aus dem Frauenclub bin ich dann bald darauf ausgetreten.

Ruth L.

Heimkehr

Kürzlich durfte ich meinen Enkel, den Amerika-Jungen meiner Kinder, in Kloten abholen. Er gehörte zu den Schweizer Gymnasiasten, die ein Jahr in amerikanischen Familien verlebt und ein College besucht haben. Das war das Herzerfreuendste, das ich seit langem gesehen (man schreibt soviel von verrohter Jugend). 80 junge Menschen wurden zurückerwartet zwischen 18 und 19 Jahren. Um fünf Uhr nachmittags sollte das Flugzeug landen, 9 Uhr 22 abends war es endlich da. Eltern und Geschwister warteten getreulich, und als die Maschine avisiert wurde, gingen alle herunter zum Zoll und zur Ankunft. Gewichtige Väter stellten sich mit ihren schweren Schuhen auf die schönen Swissairstühle. Ein Mann um die Fünfzig fragte mich, ob er gut gekämmt sei. Seine Frau mußte mir seine Frage in dem Freudenlärm wiederholen. Viele waren mit Blumen bewaffnet, und jeder versuchte, den Koffer zu erkennen und ihren Sprößling zu erblicken. Dann kamen sie, lauter gesunde, junge Menschen, und daß keine Scheiben klirrten, war ein Wunder. Die Kinder zerdrückten ihre Eltern fast vor Wiedersehensfreude. Gewiß waren darunter solche, die die Wegfahrt von zu Hause seinerzeit nicht haben erwarten können. Nun war alles vergessen, nur Freude und Glück ringsum. Mütter und Väter wurden rot vor Verlegenheit über die oft sicher ungewohnte Zärtlichkeit ihrer großen Kinder. Ich selbst stand zittrig, glücklich von einem fröhlichen Enkel zerdrückt inmitten aller Freude.

HW



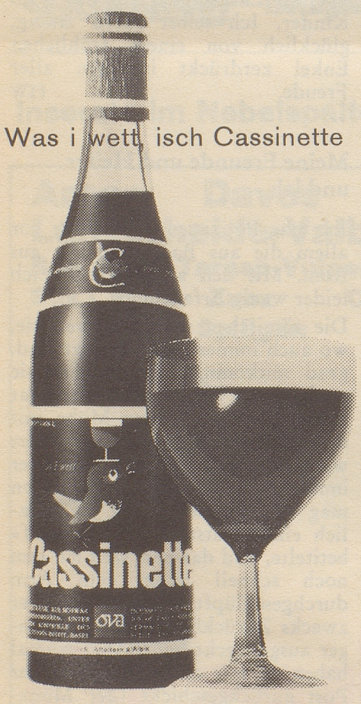
«Wer von uns zweien ist eigentlich dafür zu ohrfeigen, daß wir diese Leute kennen und von ihnen eingeladen werden?»

Meine Freunde und Helfer und ich

Ich mag Polizisten. Und zwar vor allem die aus Basel und die aus Rom. Mit den anderen habe ich leider wenig Erfahrung.

Die römischen mag ich, weil sie, wo auch immer sie eingesetzt sind, grad mitkommen, wenn man sie nach dem Weg fragt. Man hat dann allerdings etwas Mühe mit dem Wiederloswerden. Besonders wenn man feiß und blond ist. Aber immerhin! Die Basler Polizisten mag ich, trozdem mich da kürzlich einer lautstark als «Grasaff» betitelte, und das nur, weil ich ihm noch schnell unter dem Arm durchgeschlüpft bin, den er zwecks Zurückhalten der Fußgänger ausgestreckt hielt. Aber einmal haben sie mir einen Fünfliber per Post zurückgeschickt (der Münzautomat im Parkhaus funktionierte nicht), obwohl sie das sonst scheint's nicht zu tun pflegen. Man muß ihn abholen. Ich habe ihnen dann in einem freundlichen Brief mitgeteilt, ich komme von weit her, vom Land und sei mit Kindern reich gesegnet. Man hatte ein Einsehen – und das ohne Nachprüfung der von mir gebotenen Fakten. Und nie vergesse ich den riesigen Polizisten, der mich ein-

Nebelspalter-Inserate
bringen immer Erfolg



Cassinette ist gesundheitlich
wertvoll durch seinen hohen
Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein OVA-Produkt

mal spät in der Nacht anhielt. Ich saß damals zum ersten Mal nach der Fahrprüfung allein in meinem Auteli und pfupfte laut singend dahin. Und als mich Obiger anhielt, da rutschte mir das Herz vor Schreck an einen Ort, wohin es nicht hätte rutschen sollen. «Wissen Sie eigentlich», brummelte er, «daß man die Fahrspur nicht wechseln darf? Nein, auch nicht wenn weit und breit kein anderer Verkehrsteilnehmer zu sichten ist! Und wissen Sie vielleicht auch noch, daß man beim Einspuren zeigen sollte? Und ganz unter uns gesagt, Mädchen, fahren die meisten Leute nachts mit Licht. Los, hau ab!» Verstehen Sie nun, geneigte Auchverkehrsteilnehmerin, daß ich Basels Polizisten mag?

Jetzt wohne ich unweit von Basel in einem Dorf. Dort hat es auch Polizisten. Sie kamen mitten in der Nacht angebraust, als junge Burschen in unser Blockhäuslein im Garten hinten einbrachen. Mit Hunden, Taschenlampen, Pistolen und einem Riesenmut. Wahrlich unsere Freunde und Helfer. Vorgestern brummten sie mir zwar auch meine erste Strafe auf. Fr. 21.–. Ich fuhr mit 65 Kilometer statt mit 60. Und dabei war mein neues Auteli erst eine Viertelstunde alt. Und seine Anschaffung hatte uns beinahe an den Rand des finanziellen Ruins gebracht. Aber sie hatten trotzdem kein Einsehen. Zwei Tage müßte ich statt der Buße sitzen, sagten sie mir auf meine diesbezügliche Frage. Aber sie würden mich warnen. Die Unterkunft sei eher schitter. Nur das Essen könne ich mir schicken lassen. Schrecklich! Und mein altes Auteli hätte es nämlich noch gut für ein weiteres Jahr getan. Aber ich hätte es eben vorführen lassen sollen, weil ein Scheinwerfer absi statt geradeaus scheinwerferte. Und die Reparaturen wären weit teurer gekommen als ein neues Exemplar der gleichen Gattung.

Und auch jener Polizist hatte kein Einsehen. Und dabei habe ich mit ihm, sozusagen mitten in der Nacht, bei einer Affenkälte und nach anstrengender Turnstunde, über die miggrige Nachtzulage der Polizisten im einzelnen, über die Probleme der Staatsangestellten im allgemeinen und über die Rücksichtslosigkeit der Verkehrsteilnehmer im besonderen diskutiert. Alles für die Katze. Sie sind wahrhaft unbestechlich, die hiesigen Polizisten. Ich mag sie.

«Also den Weg, der von unserem Haus zum Dorf führe, dürfen wir nicht zu Ende fahren. Der Zubringerdienst gelte nur bis zu unserem Haus», meckerte da einer meiner Freunde und Helfer, als er mich bei obigem Tun erwischte. Da erkundigten wir uns an kompetenterer Stelle. Da hieß es: wir dürfen. Also taten wir es weiter. Und als ich wieder einmal angehalten wurde, da sagte ich strahlend: «Ihr könnt alle drei, samt dem Dreisternsheriff auf den Kopf stehen und mit den Beinen gwaggeln – wir fahren doch!» Und der Dreisternsheriff hat uns dann trotzdem zwei Schafböcke abgekauft. Zu einem anständigen Kilopreis. Und nicht einmal die zwei Kilo Mageninhalt hat er abgerechnet, obwohl das sonst üblich ist. Sie sind nicht nachtragend, die hiesigen Polizisten.

Wir wohnen etwas abseits. Man pflegt an unserem Gartenhag gestohlene Velos abzustellen. «Da ist ein Velo», läute ich auf den Posten an. «Gut, bringen Sie es her», ist die Antwort. «Was ich? Also das ist wirklich Eure Sache!» Natürlich holt es dann niemand ab. Nach kurzer Zeit fehlt ein Rad, dann die Glocke, dann das zweite Rad. Schließlich auch das restliche Fahrgestell. «Sie, jetzt ist das Velo ganz weg», sage ich da zu einem meiner Freunde und Helfer im Schwimmbad. «Gott sei Dank, wieder einmal etwas erledigt», sagt der und strahlt. Sie sind wahrlich nicht kleinlich, unsere Dorfpolizisten.

Also, wie gesagt, ich mag Polizisten. Ob sie auch mich mögen – das ist eine andere Frage. Und diese Frage, ich gebe es zu, ist mir eine Last. Ehrlich! Watschi

Brief aus Sarawak

«Sie! Mit Farbigen muß man energisch sein»

Ich habe das oft genug gehört, von ganz kompetenten Herren und Damen, die das sicher wissen. Ob man dann logischerweise mit Weißen *nicht* energisch sein müsse, haben sie allerdings nicht gesagt. Meine lieben Eltern, vortrefflichen Verwandten und guten Lehrer hatten davon nie gehört und waren, soviel ich mich da ziemlich gut erinnern kann, immer sehr energisch mit mir und meinen ebenfalls weißen Brüdern. Manchmal waren wir allerdings gräulich bis schwärzlich, da trifft vielleicht die Logik nicht zu.

Item. Wenn man so schöne Sprüche von einem Alt-Brigadier der Alt-Indischen Kolonialverwaltung hört, so kann man sie einigermaßen verzeihen. Daß der Vertreter der Herrenmacht in einer Kolonie nicht immer lauter Entgegenkommen und Hilfsbereitschaft findet, möchte ich glauben. Ein gewisser Geßler soll es seinerzeit für nötig befunden haben, mit einigen Waldstättern auch energisch zu sein. Ein paar Jahrhunderte später waren selbige Waldstätter mit ebenfalls weißen Thurgauern, Tessinern und dergleichen Güsel wiederum energisch – es muß das mit der Relativität zu tun haben, und von Mathematik verstehe ich schon gar nichts.

Aber wenn ich die alte Weisheit von einem Touristen serviert bekomme, dann werde ich muff. Als Tourist sollte man doch Gast im Lande sein, oder? Selbst von einem zahlenden Gast sollte man Manieren erwarten dürfen. Meine sonst sanfte Seele bläht sich schwärzlich vor Schadenfreude, wenn so etwas passiert:

Nach dreistündiger Fahrt bin ich mit einem Auto voll von Kindern, Hühnern, einer Schwiegermutter, Körben und Matten an der Fährenlände angekommen und packe umständlich aus. Wir müssen den Batang Kayan-Fluß nicht überqueren, das alte Familienhaus ist etwa zehn Minuten flußaufwärts. Zur gleichen Zeit ist ein Autobus voll Touristen angekommen, die wollen weiter an den Strand (Sarawaks Nordküste) und müssen auf die noch am anderen Ufer verweilende Fähre warten.

Ein älterer, kahlköpfiger Herr, eine richtige Führernatur, löst sich von dem unentschlossen wartenden Knäuel und balanciert über die großen Steine zum Rande des Wassers.

«Kommen Sie doch mit!» ruft er über die Schulter einer Bande Getreuen, «wir gehen mit diesem Langboot hier!»

Die Getreuen, kurze Röcke über fetten Schinken, kommen ihm zögernd nach.

«Das ist vielleicht gar kein Mietboot», meint eine der Frauen, «es steht nichts darauf.»

«Unsinn! Natürlich wartet der Bursche auf Kunden. Zu seinem Privatvergnügen kann sich der so ein Boot nicht leisten, und für sich selber hätte er es nicht so schön sauber! Kommen Sie nur!» und setzt einen energischen Fuß an Bord.

Der Führer kann ein wenig englisch und ruft, sein Boot sei nicht zu vermieten.

«Ha ha, diese Eingeborenen!» lacht der Energische und hilft den Damen einsteigen. «Damit will er dann die Taxe hinauftreiben, warten Sie nur!» Natürlich dürfen nur seine speziellen Freunde mitkommen, und nachdem er etwa ein halbes Dutzend Personen verstaut hat, winkt er dem Führer herablassend.

«Also los, boy, hau ab!»

Das Boot bleibt, wo es ist, der Motor noch stumm.

«So rupf schon an, guter Mann», ermuntert ihn der Energische, «*langsamer* als die Fähre wollen wir auch nicht sein!»

Inzwischen habe ich mein Auto abgeschlossen und Familie samt Gepäck an den Rand des Wassers gebracht. Ich hebe den Kleinen und eine Nichte in dasselbe Boot und fange an, die Körbe unter dem Spitz zu verstauen.

«Sie, das Boot ist aber schon ziemlich voll», warnt der kahlköpfige Herr mich, nicht allzu energisch, da ich ganz offensichtlich farblos bin.

«Es geht schon», erwidere ich, nicht ganz höflich und nett, und

lade den Rest meiner Familie ein. Ich löse das Tau, klopfe mit der flachen Hand zweimal aufs Dach, und augenblicklich startet der Motor – auf den ersten Rupf – und wir gleiten im weiten Bogen in den Fluß hinaus. Nicht pfeilgerade auf die andere Seite zu, sondern flußaufwärts.

«He, guter Mann, was ist mit dir los?» ruft der Energische empört. «Wir müssen doch wieder mit dem Omnibus weiter.»

Der gute Mann sagt nichts.

«Wenn du um dein Trinkgeld Angst hast – das wird schon richtig!»

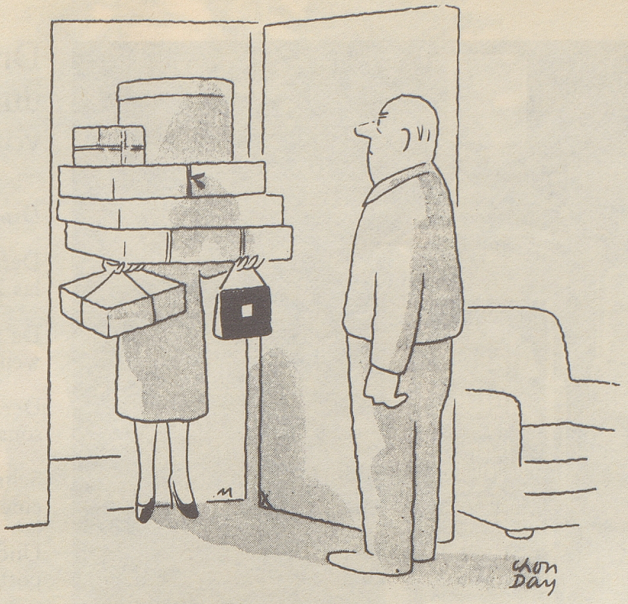
Der gute Mann sagt nichts und steuert sein Boot zielbewußt flußaufwärts.

Aber der Energische, der wird energischer und energischer. Er schimpft wie ein Marktweib, er tituliert Abang Ya mit Namen, die der gute Mann – zum Glück – nicht versteht. Er fängt an, laut um Hilfe zu rufen, in der Hoffnung, daß ihn die übrige Reisegesellschaft, jetzt auf der Fähre, errette.

Schließlich mische ich mich drein.

«Machen Sie bitte nicht so einen Krach. Sie kommen schon zur Zeit an die andere Fährenlände. Zuerst einmal wird Abang Ya meine Familie zu unserem Haus bringen», es ist schon ganz nah, «und dann wird er Sie am rechten Ort absetzen. Dieses Boot gehört mir.» Heidi

Bravo Heidi!! *B.*



«. . . ich ahne ein sauertöpfisches Gesicht . . .»

Unsere Buben

Zum «Brief aus Holland» in Nr. 38.

Liebe Rosemarie A. aus Holland! Tröste Dich, mir erging es mit meinen Söhnen nicht besser als Dir! Da waren wir zum Beispiel einmal mit unserem Söhnchen bei Schwiegerelterns eingeladen. Es gab selbstgemachten Fruchtsalat zum Dessert. Meine Schwiegermutter sagte zum Großkind, Anerkennung heischend: «Gäu dä Fruchtsalat isch guet?» Worauf unser Söhnchen antwortete: «Ja, aber ds Mueti macht ne no besser!» Ich fühlte mich heimlich geschmeichelt, aber meine Freude verlor sich, als der Unglücksrabe weiterfuhr: «Aes nimmt ne drum us der Büchse!»

Als besagter Bub in die erste Klasse ging, gab es, wie das auf dem Lande üblich ist, ein Schulexamen. Die Lehrerin behandelte in etwas langweiliger Ausführlichkeit den Feldhasen. Zuletzt fragte sie unseren Buben, was der Hase am liebsten fresse, worauf dieser antwortete: «Härdöpfelsalat u Wienerli».

Höchstwahrscheinlich sagte er das, um die Stimmung etwas zu heben und mich zu blamieren. Jedenfalls besuchte ich nie, nie mehr ein Schulexamen.

Später spazierten wir einmal mit einem befreundeten Pfarrer. Unser Sohn gab sich gesprächig, sagte dem Herrn Pfarrer, es müsse doch schön sein, Pfarrer zu sein. Ja, bestätigte der Pfarrer, Pfarrer sein sei ein schöner Beruf. Worauf unser Urs laut seufzend schloß: «We nume die längwilige Predige nid wäre!»

Du siehst an diesen wenigen Beispielen, liebe Rosemarie A., auch andere Buben begehen solche Sakrilege wie die Deinigen. Du lebst aber nur einen Monat lang pro Jahr in der Schweiz, ich dagegen zwölf!

Deine Leidensschwester Hege

Wir haben geerbt,

zwar nicht besonders viel, aber immerhin ein Klavier. Wir haben es jedoch nicht einfach so gwöhnlich geerbt. Nein, wir haben das Gefühl, das Instrument gehöre wirklich uns. Vor etwa zwanzig Jahren erhielt es mein Mann von seinen Eltern zu einem bestandenen Examen geschenkt. Nach ungefähr fünf Jahren mußte er diesen Geld leihen, da sie sich in finanziellen Schwierigkeiten befanden. Zurückbezahlt wurde ihm nichts; dafür dürfe er aber das Klavier behalten. Fünfzehn Jahre später, nach dem Tode seines Vaters, ging es ums Verschreiben des Hofes. Er wurde unter die beiden jüngern Geschwister verteilt, die ja auch bis zu diesem Zeitpunkt zu Hause gearbeitet hatten. Man hatte aber doch irgendwie das Gefühl, man müßte den ältesten Bruder von Gesetzes wegen auch im Testament berücksichtigen. Deshalb wurde ihm das Klavier auch noch offiziell, amtlich zugesprochen. So hat er es nun also geschenkt bekommen, gekauft und geerbt.

Als meine Schwiegermutter letzthin zu Besuch bei uns weilte, meinte sie mit leicht belegter Stimme: «s Klavier reut mi eigentli scho immer no chli.» Wir blieben aber hart und offerierten ihr nicht, sie dürfe es wieder haben, sonst erben wir es bei ihrem Tode womöglich nochmals. Margrit

Vom Sparen

Liebes Bethli! Möchtest Du nicht auch auf einen Chlapf DM 881.– sparen? Man kann das, wenn man die beiden mir heute mit Prospekten offerierten Werke zum Subskriptionspreis bestellt.

Falls mein Buchhändler sich über meine Vermögenslage erkundigt hat, muß er eine ganz falsche Auskunft erhalten haben. Anders kann ich es mir nicht erklären, daß er mir immer wieder Prospekte schickt für Werke, deren Preis meine Monatsrente um ein Mehrfaches übersteigt.

Natürlich würde es mich reizen, diese DM 881.– zu sparen; aber das könnte ich nur, wenn ich die beiden offerierten Werke bestelle, von denen das eine 25 und das andere 22 Bände umfaßt. Aber so viele zusätzliche Bücher haben in meiner kleinen Wohnung nun einfach nicht mehr Platz. Ich müßte sonst auf dem Balkon schlafen oder in der Badewanne. Und da ich une femme d'un certain âge bin, ist es überhaupt fraglich, ob ich noch so lange lebe, bis der letzte Band erschienen ist. Vorläufig scheint erst einer fertig zu sein. Und was würden dann meine fernsehenden Erben mit so vielen Büchern machen?

Also ist es eben wieder einmal nichts mit dem Sparen. Schade!

Idali

PS. Da würde ich dann schon viel lieber für das humoristische Bestiarium von Jüsp subskriptionieren, falls es in Buchform herauskommt, und zwar gleich für drei Exemplare.

Fette Haare und Schuppen sind ein Uebel, dem wir wissenschaftlich zu Leibe gerückt sind.

Die klinischen Tests haben den Nachweis erbracht:

FS-Medizinal-Shampoo gegen fette Haare

reduziert die übermässige Fettabsonderung der Talgdrüsen und normalisiert die Hautfunktionen.

FS-Medizinal-Shampoo gegen Schuppen

eliminiert fettige (ölige) und trockene Schuppen und desinfiziert die Kopfhaut.

FS-Medizinal-Shampoos, für gesunde, saubere und schöne Haare mit seidigem Glanz.

Nur in Apotheken und Drogerien erhältlich, in Plastikflaschen zu 150 ccm, für 25 bis 30 Anwendungen (reicht bei wöchentlicher Anwendung für 5 bis 6 Monate), Fr. 6.85

FS PARFUMERIE FRANCO-SUISSE, Ewald & Cie. SA, 4133 Pratteln/Schweiz